

Vorwort

ICH BIN 1945, ALSO BEI KRIEGSENDE GEBOREN. Meine Eltern sind 1938 aus Schlesien nach Salzgitter (Niedersachsen) »ausgewandert«. Meine Mutter und mein Vater haben in der Weberei gearbeitet. Sie hatten zu der Zeit vier Kinder, zwei Jungen und zwei Mädchen, wobei ein Mädchen gestorben war. Woran und wie, ist mir nicht bekannt. In Salzgitter haben sich meine Eltern niedergelassen. Mein Vater hat im Bergbau gearbeitet, meine Mutter hat die fünf Kinder (inzwischen waren mein vier Jahre älterer Bruder und ich geboren) versorgt. Nun war ich das jüngste Kind in der Familie. Der Altersunterschied zu drei meiner Geschwister war eklatant. Der Unterschied betrug 18 und 20 Jahre. Die älteren Geschwister kannte ich kaum, ein Bruder war als Jugendlicher in der Kriegsgefangenschaft. Zu meiner Schwester, sie war die Älteste, habe ich am Anfang »Tante« gesagt. Erst als ich im Schulalter war, konnte ich die Situation einordnen. Um das nächste Kapitel zu verstehen, müsste man in ein Heimatkundemuseum gehen. Das Leben in meinem Elternhaus war sehr schön, aber mit sehr viel Arbeit belastet. Die Siedlungshäuser waren dafür ausgelegt, eine fast vollständige Eigenversorgung zu ermöglichen. Das heißt: Wir hatten Schweine, Ziegen, Karnickel, Hühner und Gänse/Enten. Um wiederum diese zu versorgen, hatten wir einen großen Garten am Haus sowie außerhalb im Umland mehrere kleine Felder, die man wohl kostengünstig pachten konnte. So haben

wir neben Obst und Gemüse auch Getreide und Kartoffeln angebaut. Das Obst, das Gemüse und die Kartoffeln wurden entweder je nach Jahreszeit sofort verbraucht oder durch gute Einlagerung und Einkochen für den Winter haltbar gemacht. Das Korn sowie Heu und Stroh mussten auch weiter bearbeitet werden. Das Korn wurde auf dem Hof mit Dreschflegeln gedroschen. Danach wurde es mit einem Handwagen zu einer Mühle in dem sechs Kilometer entfernten Dorf gebracht und gemahlen. Das Mehl wurde wieder im Haushalt verbraucht oder dem Viehfutter beigefügt. Die am Anfang aufgeführten Tiere wurden sehr liebevoll von meinem Vater behandelt. Auch das Schlachten der Kleintiere wurde so human und gefühlvoll wie nur möglich vollzogen, obwohl es immer ein schmerzhafter Abschied von den Tieren war, denn man kannte jedes Tier mit Namen. Für die größeren Tiere, Schweine und Ziegen kam ein Hausschlachter. Auch hier ging das Töten geräuschlos und human vonstatten.

So ein Schlachtfest war schon etwas Besonderes. Es roch im ganzen Haus nach frischer Brühe und frischem Fleisch. Das Fleisch und die selbst gemachte Wurst wurden eingekocht oder in dem von meinem Vater selbst gebauten Räucherschrank geräuchert. Es war alles wie auf einem Minibauernhof. Dementsprechend gab es Arbeit ohne Ende. Jeder musste mit anpacken. Ich als Kleinster und jüngstes Familienmitglied hatte auch schon meine Aufgaben, die da waren: Unkraut jäten, Kartoffelkäfer von den Kartoffelpflanzen absammeln, Ähren vom handgemähten Getreidefeld sammeln und vieles mehr. Ich hatte für die Schularbeit oder zum Spielen mit anderen Kindern nicht so viel Zeit zur Verfügung. Dementsprechend waren meine Leistungen in der Schule nicht die besten. Aber vielleicht hatte ich auch nicht so richtig Bock auf Schule. Interessanter waren für mich die Geschäftsideen und Hobbys mei-

nes Vaters. Er züchtete Kanarienvögel und Wellensittiche sowie auch weiße Mäuse. Die Vögel verkaufte er an Händler und private Kunden, die Mäuse an Laboratorien und Versuchsanstalten.

All die Geschäfte brachten nicht das große Geld. Aber für mich war das hochinteressant. Zusätzlich hat mein Vater Schäferhunde gezüchtet und als Polizeihunde ausgebildet. Als ich noch recht klein war, habe ich mich oft zu den Hunden in der geräumigen Hundehütte verkrochen. Und dann gab es da noch die Leidenschaft meines Vaters: sein Motorrad. Es war eine 500er NSU mit Beiwagen. Im Sommer bei schönem Wetter sind wir in den nahe gelegenen Harz oder in das Weserbergland gefahren – mein Vater und meine Mutter auf der Maschine sitzend sowie mein vier Jahre älterer Bruder und ich im Beiwagen. All das, was ich als Kind erleben durfte, war so wertvoll. Leider wird einem dies erst im hohen Alter so richtig bewusst, wenn man die Muße hat, über das vergangene Leben nachzudenken. Ich kannte damals kein Kind aus meinem Umfeld, das auch nur annähernd eine solche Kindheit erlebt hat.

Weiterhin interessant ist, wie sich unser Leben im Haus abspielte. Die Art, wie wir unser Haus beheizt haben, würde vielleicht heute einen findigen Ingenieur dazu inspirieren, mit modernen technischen Möglichkeiten ein umweltfreundliches Heizungssystem zu konstruieren. Nun, unsere Heizung: Es war ein Sägemehlofen, der wie folgt funktionierte: Es war eine circa ein Meter hohe Tonne aus starkem Blech. Unter dem Boden war ein Fach mit einem Aschekasten. Die Tonne hatte einen Deckel und einen Rohranschluss für ein Ofenrohr, das an den Schornstein angeschlossen wurde. In die Tonne kamen eine weitere kleinere Tonne aus dünnerem Blech und zwei Handgriffe zum Tragen. Unten im Boden der Tonne war

eine circa 100 Millimeter große Öffnung, in die ein Rundholz gesteckt wurde. Das Rundholz reichte vom Boden bis zum Rand der Tonne. Nun wurde die Tonne mit Sägemehl gefüllt, wobei das Mehl fest um den Holzstab gestampft wurde – je fester, umso besser. Nachdem die Tonne bis zum Rand gefüllt war, wurde sie in die größere Tonne hineingestellt und der Holzstab wurde vorsichtig herausgezogen, somit entstand ein rohrförmiger Brennraum. Nun wurde die Tonne luftdicht mit einem Deckel versehen. Dann wurde das Sägemehl von unten angesteckt und es begann zu glühen. Wenn man diesen Ofen am Morgen bestückt hatte, hielt die Wärme bis zum nächsten Morgen. Der Herd in der Küche und der Waschkessel in der Waschküche mit dem angrenzenden Plumpsklo (also keine Wasserspülung) wurden mit Holz beheizt.

Heute auch nicht mehr vorstellbar: unsere sanitäre Anlage im Haus. Durchweg nur kaltes Wasser. Samstag war Badetag. An dem Tag wurde das Badewasser im Waschkessel erhitzt und mit Schüsseln in die Badewanne gebracht. Darin wurde wirtschaftlich gebadet, das heißt mein Bruder und ich gemeinsam, das sparte Wasser. Danach haben die Eltern gebadet. Das Klo: eine gruselige Einrichtung. Saukalt im Winter, an den Wänden und Fenstern Eisblumen. Die Körperausscheidungen fielen direkt in eine Betongrube. Diese Grube haben wir zweimal im Jahr per Hand mit einer Jauchekelle geleert und als Dünger auf das Feld gebracht. Als Dünger haben wir auch den Mist der Tiere verwendet, deren Ställe mehrmals die Woche gereinigt wurden. Das war Biolandwirtschaft par excellence. Unser Gemüse und unsere Kartoffeln waren unübertroffen.

Selbst die Schule hatte ein Plumpsklo. Da unsere Schule nach dem Krieg aus Baracken bestand, waren die Toiletten auf dem Schulhof auch in kleinen Holzbaracken untergebracht. Im Sommer stank es im Umkreis von mehreren Metern um die

Toiletten bestialisch. Wir Kinder aus den Siedlungshäusern, die diese Art von Toilette auch zu Hause hatten, kamen mit der Situation besser zurecht als die Kinder aus den Mietshäusern, die schon Spültoiletten hatten. 1954, also vier Jahre nach meiner Einschulung, hatte diese unsagbare Situation ein Ende. Es wurde eine neu erbaute Schule eingeweiht.

Teil 1

Kindheit bis 14 Jahre

MEINE KINDHEIT war geprägt durch meine frühe Erkrankung an Kinderlähmung mit zwei Jahren. Das Desaster lief wie folgt ab: Erst wurde die Erkrankung gar nicht erkannt, wegen folgender Begebenheit: Ich war auf dem Motorrad meines Vaters, das hinter unserem Haus stand, herumgeklettert und dabei umgekippt und wurde darunter begraben. Da Kinderlähmung in der Zeit noch nicht so bekannt war, nahm man an, dass die Lähmungserscheinung, die sich an meinem linken Bein zeigte, eine Folgeerscheinung meines Unfalls mit dem Motorrad war. Es hieß damals, dass ein Nerv an der Wirbelsäule eingeklemmt worden war und nun diese Lähmung verursachte. Die Behinderung verlief wie folgt: Ich konnte nicht mehr laufen, das linke Bein knickte immer ein. Entweder kroch ich nur auf dem Boden herum oder meine Mutter trug mich ständig auf dem Arm. Zugleich waren permanent Arzt und Klinikbesuche angesagt – mit teils sehr schmerzhaften Untersuchungen. Wie zum Beispiel die Rückenmarkpunktion. Es gab aber auch angenehme Behandlungen, zum Beispiel Unterwassermassagen mehrmals die Woche. Strombehandlungen habe ich zum Erstaunen der Erwachsenen ebenfalls als wohltuend empfunden. Dabei wurden feuchte Manschetten an das defekte Bein befestigt und elektrische Gleichströme durch das Bein geschickt. Später, als Jugendlicher, habe ich sehr viel mit Strom experimentiert

und hin und wieder einen Stromschlag bekommen, der mich jedoch nicht vom Hocker riss.

Inzwischen war die Diagnose der Polioerkrankung gestellt und es ging jetzt in erster Linie um die orthopädische Versorgung. Im Gespräch war auch – eine furchtbare Vorstellung für mich! –, dass ich in einem »Krüppel-Heim« untergebracht werde sollte. Die Krüppel-Heime waren Anfang des 19. Jahrhunderts gegründet worden und waren noch bis in die 50er-Jahre existent; dort wurden behinderte Kinder untergebracht und auch dort behandelt. Das hatte mein Vater, mit dem Einsatz aller seiner Möglichkeiten, verhindert. Stattdessen hat er mit vielen Ideen und handwerklichem Geschick die erste orthopädische Versorgung selbst vorgenommen. Auslöser war eine Operation, welche die Ärzte in Erwägung zogen, man wollte aus dem gesunden Bein Knochen entnehmen und damit das linke Bein und den linken Fuß stabilisieren. Damit sollte ich halbwegs laufen können. Auch da hat sich mein Vater widersetzt, weil er der Meinung war, dass ich damit niemals mein Bein normal bewegen könnte. Ergo war er der Annahme, dass ich es schaffen könnte, eines Tages fast normal zu laufen. Der Lauf meines Lebens zeigt, er hatte recht. Zurück zur Eigenkonstruktion der orthopädischen Versorgung: Und zwar bastelte mein Vater aus Metallsägeblättern Schienen, die er mit Leder aufpolsterte und an hochschaffige Kinderschuhe befestigte. Weiterhin waren Riemen angebracht, um die Schienen an mein Bein zu fixieren. Somit konnte ich mich schon auf eigenen Beinen bewegen. Ich habe täglich geübt, laufen zu lernen. Ich machte auch erhebliche Fortschritte. Weiterhin half mir auch die Einstellung meines Vaters, mich trotz seiner Liebe und Güte voll und mit aller Härte an unserer Arbeit im Haus und Hof teilnehmen zu lassen. Wie viel Arbeit es gab, erkennt man im Vorwort.

Ich glaube, in dieser Zeit hat sich mein starker Wille entwickelt zur Bewältigung all der Aufgaben und Herausforderungen, die sich mir in meinem späteren Leben stellten. Bis zu meiner Einschulung funktionierte ich wie jedes andere Kind, und ich gab niemandem die Chance, mich zu bemitleiden, ganz im Gegenteil: Ich entwickelte eine derartige Charakterfestigkeit, dass meine Freunde und Klassenkameraden gar nicht auf die Idee kamen, Rücksicht auf mich zu nehmen.

An dieser Stelle möchte ich einige Geschichten aus der Zeit erzählen, wie wir Kinder aufgewachsen sind und welche Freiheiten wir genossen haben. Wir haben uns gegenseitig erzogen, weil unsere Clique von sehr großen Altersunterschieden geprägt war. Dadurch haben immer die Älteren auf die Jüngeren aufgepasst. Trotzdem haben wir gemeinsam sehr viel Blödsinn gemacht und allerlei Dummheiten begangen. Wobei auch zum Tragen kam, dass die Erwachsenen viel mehr Einfluss auf uns Kinder hatten und uns auch maßregeln konnten, ohne mit dem Gesetz in Konflikt zu geraten.

Ein Beispiel: Zum Bäcker kam immer ein Mehllieferant. Der hat Mehl in Säcken auf einem offenen Pferdewagen angeliefert. Wenn das der Fall war, waren wir auch immer zur Stelle, um nur die Pferde zu streicheln oder irgendeinen Blödsinn zu machen. Letzteres war an einem Tag der Fall, der sich wie folgt abspielte: Wir standen hinten an der Ladefläche, wo die Mehlsäcke lagerten. Natürlich lag auch etwas Mehl lose auf dem Wagen. Ein Junge aus unserer Clique nahm eine Handvoll Mehl und schmiss diese in das offene Führerhaus (es war Sommer und sehr warm) eines Stadtbusses, der just in dem Moment vorbeikam. Der Busfahrer machte eine Vollbremsung, war wie der Blitz aus dem Führerhaus und wollte sich das Bürschchen packen. Unser Kamerad war aber gleich wie ein Wiesel abgehauen. Der Busfahrer wie ein Hundertme-

terläufer hinterher. Nach circa 150 Metern hatte er das Bürschchen, legte es übers Knie und versohlte dem Jungen den Hintern bis er sich einpisselte. Wenn der Junge sich bei seinen Eltern beschwert hätte, wäre die nächste Tracht Prügel fällig gewesen. Diese Geschichte wäre heute so nicht denkbar. Der Busfahrer würde eine hohe Strafe bekommen. Warum hat das früher funktioniert?

Die Brandstifter

Eine weitere Geschichte: In unmittelbarer Nähe von meinem Elternhaus war eine Schachtanlage mit Tagebau. Das Gebiet war ein riesiger Abenteuerspielplatz für uns, aber auch mit Gefahren verbunden. Es waren dort Teiche, in denen die meisten Kinder schwimmen gelernt haben. Die Gefahren waren sehr vielfältig, zum Beispiel ist immer mal wieder ein großer Teil Landschaft eingebrochen, weil sich unter diesem Gebiet die Grubenstollen befanden. Oder es gingen Luftschächte von der Oberfläche runter in die Grube. Auch dort sind wir zum Teil hineingeklettert. Wie durch ein Wunder ist nie etwas Ernsthaftes passiert.

Noch eine Geschichte, die heutzutage bestimmt die Headlines der Tagespresse gefüllt hätte. Das Drama ereignete sich wie folgt. Ich kann mich allerdings nicht mehr daran erinnern, wer und wie viele Kinder dabei waren (meistens waren wir drei bis sechs Kinder zwischen acht und zwölf Jahren). So auch wieder im Tagebau. Es war Frühjahr und nach dem Winter stand das trockene Gras kniehoch in dem Tagebau. Einige Büsche und kleine Bäumchen gehörten mit zu der Vegetation. Einer aus der Clique, vielleicht auch ich, hatte die Idee, Feuer zu legen und »Die Feuerspringer von Montana« zu spielen, inspiriert durch den gleichnamigen Film mit Richard Wid-

mark. Am Anfang war es ein Riesenspaß. Ein bis zwei Jungs legten Feuer, der Rest der Bande musste löschen. Es dauerte nicht lange und der Spaß geriet außer Kontrolle – die ganze Böschung brannte! Nun kam das Glück für uns ins Spiel. Die Bergleute der Frühschicht von dem in unmittelbarer Nähe stehenden Schacht hatten Feierabend. Sie kamen wie gewohnt vom Schachtgelände und sahen den Brand. Ohne lange zu überlegen, kamen sie zu uns gerannt und brachen sich Äste von den Büschen und fingen damit an, das brennende Gras auszuschlagen. Einige Bergleute rannten zurück zum Schacht und holten Schaufeln und nasse Säcke zum Bekämpfen des Brandes. Wie durch ein Wunder wurde der Brand mit dem tollen Einsatz der Bergleute und ohne Feuerwehr gelöscht. Ich kann es bis heute nicht nachvollziehen, dass wir Kinder nicht übermäßig bestraft wurden. Im großen Ganzen war es ein Tages- oder Wochengespräch in der Siedlung, nicht mehr. Heute würde durch die Medien ganz Deutschland mitbekommen, was in der Waldsiedlung in Salzgitter passiert ist. Ich bin mir sicher, dass wir ein anderes Gefühl für Recht und Unrecht hatten. Wir haben aus diesem Blödsinn gelernt und hätten mit Sicherheit nie wieder etwas Ähnliches angestellt.

Die Strangulierung / »Hängt ihn höher!«

Das Spiel »Die Feuerspringer von Montana« zeigte auch, wie wir uns durch Filme und Bücher haben inspirieren lassen; zum Beispiel spielten wir ebenfalls Cowboys und Indianer authentisch nach.

Auch das ging manchmal in die falsche Richtung. Zunächst haben wir unsere Kleidung und auch die Waffen, Pistolen, Pfeil und Bogen selbst angefertigt. Man konnte sich schon

allein wegen Geldmangels nicht die Klamotten kaufen. Aber das hatte den positiven Effekt, dass wir schon als Kinder sehr kreativ und auch handwerklich geschickt waren. Da wir sehr authentisch im Outfit sein wollten, waren wir es auch in unserer Handlung. Und hier lag die Gefahr. Bei uns in der Siedlung gab es mehrere Kinderbanden, die Indianer oder Cowboys waren. Nun war ich mit meinen Gesellen in fremdes Territorium gekommen und wurde gefangen genommen. Wie im Film sollte der Anführer gehängt werden. Da man mich als solchen auserkoren hatte, wurde ich zunächst an den Beinen über Kopf an einen dicken Ast gehängt. Einer der Feinde war ziemlich groß und schon um einiges älter als ich, sodass er das Aufhängen schaffte. Da er nun einen Schritt zu weit gehen wollte, war der Spaß vorbei. Sein Plan war jetzt, mich wie im Film am Hals aufzuhängen. Ich weiß nicht, ob er das letztendlich getan hätte. Zum Glück hatten sich einige meiner Kumpanen – vor dem Hintergrund dessen, wie die Situation sich entwickelte – heimlich entfernt und sind nach Hause gerannt. Dort sind sie zu meinem älteren Bruder gelaufen. Dieser war schon in der Lehre und hatte gerade Mittagspause. Er war bei einem in der Siedlung ansässigen Kaufman in der Lehre. Nun bat mein Bruder seinen noch älteren Gesellen mit in den Wald zu kommen und mich aus der vielleicht nicht ungefährlichen Situation zu befreien. Als sie zu dem Platz des Geschehens kamen, wurde ich gerade losgebunden. Durch das Auftreten der älteren jungen Männer nahm die feindliche Bande Reißaus.

Dieses Erlebnis hat sich auch in meinen Erinnerungen an meine Kindheit verfestigt.